

GLAUBEN UND LEBEN

Gerd Theißen im Gespräch
mit Peter Lampe

Das Gespräch wurde durch zwei Gedichte von P. Lampe eingeleitet (aus: Wortglassplitter, edition exemplum, Athena 2005,11f)

Ich I: postmodern patchwork

wo bist du, aus einem guss gegossener
 lebensentwurf
des nachaufklärerischen individuum's?
ich-zerrissen wäre ich,
wenn das Ich noch wäre,
was die hirnforscher uns auszureden
 suchen:
treue Mir ein experiment
mit ungewissem ausgang

Ich II: einheit in gott?

der im boot nackt, zieht sich
an, ins wasser zu springen

ein

hun
dert
drei
und
fünf
zig
zappeln
de
fische

ein brot am boden brennende kohle

ne
bel
schwa
den
des
früh
mor
gens
reiß

en

er nimmt das brot und gibt's
und das netz reißt nicht

Wie bist Du zur Theologie gekommen?

Im Nachhinein erstaunt es mich und mutet verrückt an. Mit dreizehn Jahren wusste ich und rüttelte nicht mehr daran: Ich wollte Pfarrer werden. Aus einer Familie von Medizinern stammend, lag die Medizin näher. Aber damals schleifte mich eine Krankheit über monatelange Korridore. Ich hatte Zeit, zu lesen, die Decke anzustarren, nachzudenken. Der Pfarrer im Konfirmandenunterricht prägte sich als Vorbild ein. Für mich in jugendlichem Eifer stand fest: Ich wollte tiefer schürfen, den Grundfragen des Seins nachgehen. Klingt vollmundig. Mit Pathos fängt vieles an. Das Ernüchtern kommt später.

*Was hat Dich im Studium geärgert?
Was geprägt?*

Mit 17 begann ich mein Studium in Bielefeld, um zum nächsten Semester nach Göttingen und später nach Rom zu wechseln. Ich fing in der Systematik und in der neutestamentlichen Exegese Feuer. In letzterer wurde Ulrich Luz zum Lehrer. Gerd Theißens frühe sozialgeschichtliche Arbeiten faszinierten. Vieles geriet damals in Fluss. Neue Ansätze luden zum Experimentieren. Für die 68er Generation war ich zu jung. Aber die Dünung, die einem Sturm hinterher rollt, war zu spüren. Neben der Theologie tauchte ich in die Philosophie ein. Günther Patzig, mein damaliger Ver-

trauensdozent in der Studienstiftung, wurde zum Lehrer. Wissenschaftstheorie. Formale Logik. Das kam meinem Mathefaible entgegen. Wissenschaftstheorie ist mir bis heute wichtig. Zu wenig bekommen unsere Studierenden davon mit. Es wird gelernt, gelernt – zu wenig über Lernen und Erkennen nachgedacht. Auch im Theologiestudium. Auf der anderen Seite wandte ich mich den archäologischen Steinen zu, stummen Zeugen vergangenen menschlichen Handelns, die des Interpretierens bedürfen wie die Worte dieser Menschen. Die historische Dimension des Theologiestudiums – neben seiner Gegenwartsrelevanz – nahm mich gefangen. Ich blieb deshalb nicht an der Systematik, sondern am NT hängen, vom *ad fontes* getrieben. Meine neutestamentlichen Pro-, Haupt- und Examensarbeiten wurden an guten Orten veröffentlicht. Ich rutschte ins Fach hinein, ehe ich mich versah, brach freilich immer wieder aus den ntl. „comfort zones“ aus und tue dies bis heute.

Was ärgerte mich? Sprachschäum, dessen Schläger nicht zur Klarheit durchdringt, vielmehr hinter intellektuellem Geschäume die Schlichtheit des eigenen Denkens verbirgt. Anders ausgedrückt, mich ärgerte jedes Missverhältnis zwischen der Kompliziertheit der Sprache und des Gedankens. Im theologischen Sprachraum – nicht nur da – kann vieles eingedämpft werden. Suspekt waren mir zudem allzu glatte dogmatische Systeme. Mir kamen Zweifel, ob dem theologischen „Gegenstand“, der als souveräner Gott gedacht wird und sich als *solcher* unserem Erkenntnis-

zugriff immer wieder auch entzieht, mit vielbändig sortierten, faszinierend durchdachten Sprachspielen näher gekommen werden kann als mit den z.B. fragmentarischen, auf Briefe verteilten Zeugnissen des Paulus, die konsequent Theologie in situationsgebundener Anwendung zeigen. Christologie entdecken wir bei Paulus nur als auf die jeweilige Situation, als auf die menschliche Existenz applizierte Christologie, nicht als Selbstzweck, nicht als dogmatischen Eigentopos. Wenn es im Gebälk dieser Fragmente, die aus unterschiedlichen rhetorischen Situationen stammen, knackt – unter dem Druck von Spannungen, Widersprüchen – gut, dann kann man Paulus weiterführen und seine Gedanken zu systematisieren versuchen. Von mir aus auch 20 Bände Dogmatik schreiben! Aber man soll sich nicht einbilden, den souveränen Gott in einer Hutschachtel nach Hause zu tragen und auf dem Regal vermeintlich gesicherter Erkenntnisse abstellen zu können, weil das eigene System so schön stimmig ist. Wir wissen ja nicht einmal, ob Gott in sich stimmig ist. Suspekt war mir auch, wenn Lehrer wenig vom Galeinischen *metadidaskesthai* hielten, mithin nicht die Souveränität besaßen, eigene Irrtümer einzugestehen und neu zu lernen bereit waren. Ferner schien mir oft vergessen, dass Theologie ureigentlich nur in der zweiten Person auszusagen ist, in doxologischer Form, in einem existentiellen Prozess, in dem Gott „Objekt“ und „Subjekt“ ist (z.B. 1 Kor 8,2f). Augustin begriff dies. Ein Blick in die *Confessiones* lehrt's.

Veränderte das Theologiestudium?

Ja, der Glaube bekam Tiefenschärfe. Durch Historie. Philologie. Die Zweifel wurden besser artikulierbar. Wichtig wurde mir die gen. Situationsbezogenheit von Glaubensäußerungen, weshalb Sozialgeschichte, Archäologie, Rhetorik sowie psychologische Interpretation mein Interesse weckten – all das, worüber die dialektische Theologie die Nase rümpfte und ich später arbeiten sollte. Diese Zugänge halfen, die Glaubensäußerungen der frühen Christen im Rahmen konkreter Lebenskontexte und rhetorischer Situationen verstehen zu lernen. Genossen habe ich die akademische Freiheit des (damaligen) Studiums, die Freiheit, selbständig Schwerpunkte zu setzen, vieles autodidaktisch mir anzueignen – sowie zu erfahren, dass Argumente allein zählen, nicht Autoritäten.

Was hast Du im Theologiestudium vermisst, möchtest Du ändern?

Die verschiedenen theologischen Disziplinen zu integrieren, fordert(e) alle Studierenden heraus. Die Lehrveranstaltungen vermittelten interdisziplinäre Denkweisen kaum. Dergleichen erlebte ich nur auf Ferienakademien der Studienstiftung. Auch hätte ich mir in der praktischen Theologie mehr empirisches Arbeiten gewünscht, mit allem Handwerkszubehör. Hermeneutische Schneisen zu schlagen, könnten wir uns auch heute in historisch ausgerichteten Lehrveranstaltungen häufiger leisten. Heil-

sam für Studierende ist darüber hinaus, Lehrende nicht nur hinter dem Katheder zu erleben, sondern auch auf der Kanzel, wo sie den Predigenden ins Herz schauen – ob diese es wollen oder nicht.

Was war auf Deinem Weg durch Dissertation und Habilitation das Schwierigste, was das Schönste?

Die Herausforderung, angesichts der Fülle von Material die Kraft zum Beschränken, zum Kürzen aufzubringen und zum rechten Zeitpunkt den Schlusspunkt zu setzen. Das Schönste dagegen war das Privileg, sich neben einer Assistenz auf ein einziges Projekt konzentrieren zu dürfen. Das gibt's im Leben nie wieder.

Du hast Auslandserfahrungen gesammelt, in Italien gelebt, der Schweiz, den USA. In der Türkei während einer Dekade archäologische Kampagnen geleitet – im Kontakt mit dortigen Altertumswissenschaftlern. In jüngerer Zeit bist Du häufiger in Südafrika. Was ist anders im Wissenschaftsbetrieb im Ausland, verglichen zu uns?

Aus literarischer Sicht schreiben die Angelsachsen in der Regel bessere wiss. Bücher. Die unseren leiden bisweilen an Elephantitis und schlechter Sprache. Zudem bringen die Angelsachsen mehr Mut zum Experimentieren auf, zum *Trial* und – unvermeidlich – *Error*. Dahinter steht Bereitschaft zum *metadidaskesthai*, von

dem wir soeben sprachen, dazu sich nicht ganz so absolut setzen zu müssen. Es herrscht größere Offenheit für alternative Methoden und bei flachen Hierarchien ein Arbeitsklima, in dem freundlicher miteinander umgegangen wird, bereiter, sich gegenseitig anzuerkennen, zu ermutigen und weniger zu neiden. Das „Positive Reinforcement“ – haben wir einen Begriff dafür? – wird größer geschrieben. Aber ich will keine Klischees gießen, nur Tendenzen andeuten, die sich mir darstellten. Ein Nachteil im Lehrbetrieb jenseits des Teichs scheint mir die fortgeschrittenere Verschulung zu sein – was jedoch nicht bei jedem eigenständiges Denken blockiert. Im Gegenteil, zahlreiche studentische Arbeiten können sich im kritischen Reflektionsgrad mit hiesigen messen. Ihre Verfasser kauen nicht wieder. Beneidenswert ist die Spendenkultur. Wir jubeln, wenn der Staat Extra-Millionen herüber schiebt. Drüben rechnen gute Universitäten beim *fundraising* in Milliarden. Angesichts solcher Konkurrenz stehen wir noch gut da!

Deine Existenz, Deine Familie verbindet Kontinente. Wie erlebt man das?

Als Bereichertwerden. Zwei Kulturen in der eigenen Identität vereinen zu dürfen. Auf zwei Kontinenten zu Hause zu sein. Auf die sicher folgende Frage, ob ein solches „Vereinen“ möglich ist, kann ich nur antworten, dass jede Identität von Spannungen lebt. Was wir an den Amerikanern

beklagen, die Teapartyfritzen, die Abhörer, die Fundamentalisten, die Rassisten, you name it, all das gibt's auch hier. Umgekehrt finden wir vernünftige Sozial- und Christdemokraten sowie Grüne auch dort. Die Umweltbewegung ist zumindest im Westen der Staaten ebenso stark wie hier. Nur sind die USA bereits polarisierter als wir. Sie sind heute eine zutiefst gesplante Nation, politisch und sozial-ökonomisch. Das was sich bei uns als Schere zwischen Arm und Reich öffnet, spreizt sich dort seit Jahrzehnten. Das macht Sorge. Unsere noch haltenden Sozialnetze fehlen. Die Infrastruktur ist zum Teil marode. Gleichwohl, es lässt sich dort als Universitätsmensch immer noch gut leben – wenn man nicht auf der Straße aus Versehen erschossen wird!

Ich könnte die Frage nach dem „Vereinigen“ zweier Kulturen auch so beantworten: Man lebt zwischen den Stühlen, sitzt auf keinem, sondern fühlt sich „weltbürgerlicher“, d.h., Denk- und Fühlgewohnheiten der einen Kultur verlieren im Begegnen mit der anderen die Automatik.

Denkt man im Ausland intensiver über sein Deutschsein nach?

Natürlich. Mit 23 verließ ich Deutschland Richtung Süden, mit 32 bekam ich meinen ersten Ruf in die USA und zog gen Westen, mit 38 erst kehrte ich auf einen anderen Lehrstuhl nach Deutschland zurück. Da erlebst Du einiges Schmerzliches im Begegnen mit Opfern deutscher Geschichte. Ihre Last holt Dich im Aus-

land oft schneller ein als daheim. Dazu Klischees wie „fleißig, ordentlich, unfreundlich, humorlos“, an denen immer ein wenig dran ist! Auch fragte mich eine 12-Jährige, warum ich keine Uniform trüge. Aus Filmen kannte sie die Deutschen nur so. Aber dergleichen ist harmlos im Vergleich zum eiskalten Behaftetwerden mit der Geschichte. Am krassesten erlebte ich das in einem Beduinenzelt im Süden Jordaniens. Ich hätte mir fast am süßklebrigen Tee das Unterlippe verbrannt, als der Gastgeber, kaum dass er den deutschen Pass entdeckte, sich brüstete, auch er hätte mit seinem Gewehr Juden umgelegt. Da gehst Du nicht zur Tagesordnung über! Da bist Du in der Pflicht, Dir bei Deiner Antwort das Maul zu verbrennen.

Wie hast Du bei Deiner Rückkehr das deutsche Universitätssystem erlebt?

Ernüchternder als gedacht. Nicht nur die Parklücken sind enger. Über unsere Lehrdeputate runzeln amerikanische Kollegen die Stirn. Harvard's Betreuungsverhältnis liegt bei max. 1:11, während bei uns gezetert wird, dass bei 1:40 „keine Auslastung mehr bestünde“. Die Bibliotheken sind drüben besser. *Fundraising* übernehmen Profis, die eine Millionen kosten, aber Vielfaches einfahren, während hier die Professoren die größten Drittmittelwerber sein müssen, an den Rahmen schnitzend, während sie eigentlich an den Bildern im Rahmen arbeiten müssten. Dilettantisch schaffte unsere Politik die im Ausland angesehenen Diplomstudiengänge ab.

Stattdessen ahmen wir das Bachelor-Mastersystem nach, ohne die in Angelsachsen dahinter tragenden Strukturen vorzuhalten. Im übrigen mogeln wir beim Bachelor: trotz Abitur sind deutsche Bachelor längst nicht so breit aufgestellt wie angelsächsische. Die Freiheit, ein weites Spektrum von Mastercurricula auf einen Bachelor aufsetzen zu können, haben unsere Absolventen nicht.

Was würdest Du als Deinen wichtigsten Beitrag zur Erforschung des Urchristentums nennen? Das Literaturverzeichnis weist knapp 300 Arbeiten aus.

Das mögen Leser entscheiden. Mein Rombuch wird nach all den Jahren in der englischen Version zu meinem Erstaunen immer noch nachgedruckt und eifrig zitiert; derzeit wird es in eine asiatische Sprache übersetzt. (Zu meinem Amusement streitet man auf obskuren Internetforen gar darüber, ob denn der Autor ein ganz unfrommer Mensch sei!) Meine konstruktivistische Hermeneutik wird in der englischen Ausgabe auch als Textbuch in universitären *graduate courses* besprochen und in zwei weitere Sprachen übersetzt. Die Pepouza- und Tymion-Identifikationen von Bill Tabbernee und mir, im Zusammenhang mit den archäologischen Kampagnen in Phrygien entstanden, wurden heftigst befehdet, finden aber zunehmend Anhänger gerade auch außerhalb der theologischen Zunft in Nachbardisziplinen. Wie dem auch sei. Wichtiger ist mir die Frage, was

die unterschiedlichen Arbeitsfelder zusammenhält: Sozialgeschichte, Archäologie, rhetorische Interpretation, traditionell exegetische Arbeiten, Hermeneutik, psychologische Interpretationsansätze. Was für ein bunter Hund ist das? In meiner Diplomarbeit schwebte mir eine „dreidimensionale“ Textinterpretation vor, die sich nicht mit der textimmanenten synchronen Sichtweise und den diachronen Methoden historisch-kritischer Exegese zufrieden gab. Dergleichen erklärte mir die Texte nicht hinreichend. Genauso wichtig erschien mir, die Situation von Autor und Erstrezipienten ernst zu nehmen (dann die von späteren Rezipienten), also die Kommunikationssituationen der Texte, die auch als rhetorische Situationen beschreibbar sind und zu deren Erhellung Sozialgeschichte und, letzterer zuarbeitend, Archäologie beitragen ebenso wie psychologische Zugänge. Was alle diese Studien zusammenhält ist – wieder – die Frage nach dem Situationsbezug von Theologie. Es leuchtet dann vielleicht auch ein, dass ich eine konstruktivistische Hermeneutik entwarf, die anders als die meisten Hermeneutiken nicht für die Binnenperspektive bestimmt ist, also für die, die dem Kirchenraum der Glaubenden angehören, sondern für die, die an den Fenstern draußen oder noch ferner stehen. Denen kann ich nicht mit herkömmlichen Theologumena kommen. Ich muss sie abholen, etwa bei ihren postmodernen Voraussetzungen, und behutsam an NT-Stoffe heranzuführen. Sie erfahren etwas über die Bedingungen, unter denen Theologumena in der Geschichte – und

vielleicht heute – plausibel werden. Das waren nicht nur Gründe auf der rationalen Ebene. Andere Plausibilisierungsfaktoren spielten mit, z.B. die Empirie, die stets eine gedeutete ist, abhängig von bereits vorliegenden Wahrnehmungskategorien; die Sozialisation (soziale Bestätigung) und – wichtig bei Entscheidungen – die emotionalen Status. Damit sind wir wieder mitten drin in der Situationsgebundenheit theologischen Redens. Dieses Ausbrechen aus dem langläufigen hermeneutischen Schema, systemimmanent für Kirche und Theologie das NT fruchtbar zu machen, dafür aber an Hecken und Zäune zu gehen, ist durchaus angenommen worden. Die vergriffene deutsche Version stand längere Zeit auf der Amazon-„Bestsellerliste“ der Philosophie bzw. der philosophischen Epistemologie. Nicht der theologischen. An den Hecken und Zäunen, z.B. auch im Oberstufenunterricht, hat so die deutsche Version ihre Wirkung gehabt. Buchauszüge schlupften in die Religionslehrbuchliteratur oder wurden im Jahrbuch für Konstruktive Religionspädagogik für den Unterricht aufbereitet.

Wer sich auf einen konstruktivistischen Ansatz einlässt, spielt mit dem Feuer; er läuft Gefahr, bei postmoderner Beliebigkeit stehenzubleiben. Ich versuche, ihr u.a. so zu begegnen, dass ich die Spieler im postmodernen Pluralismus – auch die Kirche – auffordere, sich der Plausibilitätsfaktoren bewusst zu werden und diese dann,

bitte sehr, als Evidenzquellen kräftig sprudeln zu lassen, und zwar nicht nur nach protestantischem Brauch auf der kognitiven Ebene. Unsere Situation ist der pluralistischen des 2. Jh. vergleichbar. Damals bedienten sich Christen nach außen gerichteter Apologetik mithilfe weltlicher Kategorien, v.a. der mittelplatonischen. Es genügt heute nicht mehr, am warmen Ofen emischer Stuben vor sich hinzustricken. Fenster auf! Dialog in der Sprache der Welt mit ihr, dabei den ganzen Menschen adressierend in seiner Erfahrungswirklichkeit, seinen sozialen Bindungen und emotionalen Lagen. Damit das Gelingen kann, genügt es nicht nur zu reden, sondern in Handlungsfeldern glaubwürdig zu sein.

Woran arbeitest Du derzeit?

Ähnlich wie in der Hermeneutik greife ich in einem monographischen Projekt naturwissenschaftliche Ergebnisse auf, v.a. neurowissenschaftliche, ethologische und motivationspsychologische, und füge diese meinem heuristischen Handwerkskasten mit ein, um zu fragen: Was machte in der paganen wie christlichen Antike ethische Anweisungen plausibel, so dass Menschen nicht nur nickten, sondern aufstanden und handelten. Was bewegte zu altruistischem Verhalten? Da lassen sich interessante Strukturen entdecken, eben nicht nur auf der Ebene kognitiver Einsicht.

Erlebst Du Theologie oder Exegese manchmal als Glück?

Ja, exegetische Heureka-Erlebnisse beglücken am einsamen Schreibtisch. Theologie dagegen zielt aufs Zwischenmenschliche. Glück kann dort empfunden werden, wo Menschen so von Gott reden, dass ihr Sein ein Stückweit erklärt und sinnvoll erscheint. Am Krankenbett, auf der Kanzel, beim gemeinsamen Spaziergang. Es sind gute Momente, die die Wirkung von Theologie erlebbar werden lassen.

Wenn Du auf einem Friedhof für Theologen begraben würdest – welche Inschrift soll auf dem Grabstein stehen?

Hier spätestens wäre der Ort, ein Testimonium „eitler Demut“ niederzulegen: „schlichter Stein mit nichts anderem als“. Aber mir wird dergleichen dereinst so piegegal sein, wie es mir jetzt ist. Grabmarkierungen sind nicht für die Begrabenen, sondern für die Begrabenden. Mögen sie tun, wonach ihnen der Sinn steht. So Gott will, ruhe ich alter Sünder dann längst *en Christo*.